

Der Arbeiter am Wege : Parabel

Autor(en): **Siebel, Johanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **22 (1918-1919)**

Heft 7

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664538>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ins erste, nach Unterlivinen führt. Die Biaschina, wie die öde, mit Fels-
trümmern verwüstete Schlucht heißt, bietet nicht annähernd dasselbe Inte-
resse, wie der Dazio Grande; von einer Durchwanderung zu Fuß sei daher
abgeraten. In den beiden Rehrunnels von Pianotondo und Travi über-
windet die Bahn diese Sturztreppe, dem Reisenden diesmal einen unver-
gleichlichen Blick gewährend. Am Ausgang der Biaschina nehmen wir freu-
dig wahr, daß wir nun endlich ganz in südlichem Lande sind: wir haben die
Region der Neben und Feigen erreicht. Wie Schwadronen zwerghafter Rei-
ter streben die Rebstöcke die Hänge hinan. Die Art, wie der Leventiner-
bauer sie besonders auf der Talsohle zieht, überrascht den ungewohnten Be-
schauer. An schlanken Granitpfeilern, die in gleichmäßigen Abständen in
die Erde gerammt sind, ranken sich die starken Neben empor, breiten sich wu-
chernd über quergelegte Hölzer und bilden ein unübersehbares Laubdach, mit
labyrinthischen Gängen und Pergolas darunter, und ergeben besonders im
Herbst, wenn die Blätter bunt werden und die prallen tiefblauen Trauben
niederhängen, Bilder von größtem malerischem Reiz. Die Holzhäuser Ober-
und Mittellivinen, mit ihren wettergebräunten, bescheidenen Fassaden, sind
nun vollends den typischen Steinbauten des Südens gewichen; meistens sind
sie aus rohen Bruchsteinen aufgeführt und unverputzt, aber immer mit
irgend einem Zierat geschmückt, sei es ein hübsch gehauener Granittisch un-
ter weinumrankter Laube, ein gewölbtes Fensterchen oder, in eine Nische
gemalt, das Bild der Schmerzensmutter. Die ungezählten romanischen
Glockentürme, die uns bisher recht eindringlich daran gemahnten, daß wir
der Wiege des innigsten und schönsten Kunststiles entgegengehen, haben im-
mer reinere Formen angenommen, um nun in der Kirche S. Nicolao in
Giornico ihre verklärteste Gestaltung auf tessinischen Boden zu finden.

Giornico, der Hauptort Unterlivinens, bestehend aus verschiede-
nen Gemeinden und Fraktionen, hat eine außerordentlich bewegte und in-
teressante Vergangenheit, und ist wohl eine der ältesten Ansiedelungen der
Leventina. An der Stelle, auf einer Anhöhe rechts vom Tessin, wo sich heute
das Kirchlein S. Maria di Castello befindet, stand vor Zeiten eine Burg
von großer Ausdehnung, wie Nachgrabungen erwiesen haben. Welche Rolle
Giornico in den Eroberungszügen der alten Eidgenossen gespielt hat, weiß
man. Auch heute noch ist es von seltenem Reiz, durch diese altertümlichen
malerischen Gassen und Gäßchen zu streifen, in Höfe hineinzusehen und über
graue Mauern in verträumte Gärten. Manches Schöne und Interessante
gibt es hier noch zu entdecken. Giornico ist einer jener Tessiner Orte, die
man gesehen haben muß, wenn man sich ein lebendiges Bild tessinischer Ei-
genart in alter Kunst und heutigem Volksleben machen will, und es ist zu-
gleich die Krönung und der prächtige Abschluß des an Kunst und Naturschön-
heiten so reichen Vivinentals.

Der Arbeiter am Wege.

Parabel von Johanna Siebel.

Tod und Leben begegneten sich auf ihrer Wanderung über die Erde. —
Ein Steinklopfer, der am Wege saß und seiner Arbeit oblag, erblickte sie. Er
ließ seinen Hammer sinken und hob sein Gesicht zu dem Tode empor: „Du

bist mir oft begegnet“, sagte er, und sah dem Tode traurig und gramvoll in die dunkeln Augenhöhlen, „warum hast du mich verschont und mich nicht mitgenommen in dein Reich? Ich bin müde vom täglichen Klopfen der Steine!“

„Deine junge Stirne schien mir vom Genius geküßt“, sagte der Tod, „ich wollte die schimmernden Hoffnungen deiner Gedanken nicht vernichten und deine Pläne nicht im Keime ersticken. Ich wollte dich nicht mit mir nehmen vor deiner Zeit und umging dich in den tausendfältigen Gefahren des Tages. Viele beglückend, solltest du deine Ziele erreichen!“

Mit bitterer Bewegung wandte sich der Mensch zu dem leuchtenden Leben, und in seine Stimme drängte sich die Verzweiflung seiner Seele, als er sagte: „Der Tod hat mich verschont, du hast es gehört. Was aber ist aus meiner Sehnsucht geworden? Du hast meine Kräfte verschüttet. Lebendig hast du mich und meine Hoffnungen begraben. Ich wollte blühen; du legtest von frühester Jugend die harten, erbarmungslosen Schichten der Entbehrungen und Sorgen über meine Keime, und meine Knospen konnten sich nicht entfalten. Ich wollte wirken, du aber ließeest mich nicht hingelangen zu meinen Werken und schobst fühllos Not und dumpfe Mühsal dazwischen. Zerrieben habe ich mich im Kampfe mit dir und den ungelebten Taten. Meine Worte leuchten nicht mehr. Meine Lieder klingen nicht mehr. Meine Gedanken liegen begraben. Du, das Leben, hast mich getötet.“

Mein jubelnder Siegeswille, der tausendmal in heiliger Zuversicht gegen eiserne Tore gestürmt, ist müde und mürbe geworden, und meine Kraft reicht nur noch zum täglichen Klopfen der Steine am Wege. Warum bist du, das Leben, grausamer als der Tod?“

„Wie groß du redest,“ sagte das Leben, und seine Augen glänzten im ewig anbetungswürdigen Licht. „Deine Arbeit bereitete Wege für andere. Du hilffst mit am Bau der Straßen, welche die Geschlechter der Menschen zu weiteren Zielen und Ausblicken führen. Was willst du mehr?“

Und strahlend in unvergänglicher Herrlichkeit grüßte es den Arbeiter am Wege und schritt weiter.

Die unsterbliche Amöbe.

Von Wilhelm Bölsche.

Der treffliche Burmeister, eine Prachtgestalt älteren deutschen Gelehrtentums von echtem Schrot und Korn und ein Original dazu, war in späteren Jahren dauernd nach Südamerika übergesiedelt, ganz eingesponnen dort in seine Studien über das heutige kleine und das ehemalige Riesengetier dieses seltsamen Stückes Erde. Als jüngere deutsche Freunde ihn dort besuchten, mit ihm beim goldenen Wein saßen und etwas verwundert waren, den uralten Patriarchen immer noch so rüstig als Pionier auf der Schanze zu finden, meinte er wohl launig: seine geistige Unsterblichkeit sei ihm ja ein Problem, aber woran er nachgerade wirklich glaube, das sei seine körperliche Unsterblichkeit.

Der alte Herr hat zuletzt doch auch diese äußerste Forschungsreise antreten müssen. An seinen Ausspruch aber muß ich denken bei einer wissenschaftlichen Streitfrage, die jetzt auch schon über rund dreißig Jahre zurückgeht.